

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 16 (1912)

**Artikel:** Martino Lunghis Meerkatze

**Autor:** Känel, Friedrich von / Lundquist, Ernst

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572078>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Martino Lunghis Meerkäse.

Nachdruck verboten.

Italienische Novelle von Ernst Lundquist. Deutsch von Friedrich von Känel, Aesch.

Als Onorio Lunghi von ihnen ging, nachdem er alle heiligen Saframente der Kirche empfangen, hinterließ er einen angesehenen Namen unter den Baumeistern Roms, ein nicht unbedeutendes Vermögen in Grundstücken und barem Geld und dazu eine trauernde Witwe, die kleine, lahme und bucklige Sora Terenzia und einen schon ins reifere Alter getretenen Sohn, Martino, der mehrere Jahre des Vaters Gehilfe bei seiner Arbeit, zuletzt beim Bau von San Carlo, der Kirche der Lombarden, am Corso, gewesen war.

Aber Martino war ein Raufbold, der Zuchtmeister und Schrecken von halb Rom. Er hatte von Natur gute Anlagen, einen scharfen Verstand, ein zärtliches und rechtshaffenes Herz, einen riesigen, gut gestalteten Körper mit der Stärke dreier Männer, obwohl seine Haltung nachlässig und ohne Würde war. Er sah eher aus wie ein Mietknecht als wie ein gesetzter Bürger, und stets hatte er den Mund voller Verwünschungen und grober Worte. Sora Terenzia behauptete seufzend, daß seine streitsüchtige Laune ein Patengeschenk des Bösen sei, obwohl sie sehr wohl wußte, daß es nur ein Erbteil von ihr selber war. Besonders mit seinen Berufsgenossen lag er in beständiger Fehde; denn er verachtete sie samt und sonders als trockene Pedanten, ohne eigene Gedanken, ohne Einbildungskraft. Sie traten ängstlich in die ausgetretenen Fußstapfen der Alten; sie verstanden sich nur auf gerade Linien, alte Schablonen, vielleicht mit kleinen Verschiedenheiten da und dort. Gerade Linien, welche Kunst! Nein, man mußte mit Phantasie bauen, nicht wie Kinder mit vierfachen Holzlöchern, die sie bloß aus einem Kasten heranzuholen brauchen. Man war ja Künstler und mußte die fruchtbare Einbildungskraft anwenden, die man von einer gnädigen Vorstellung erhalten hatte. Weshalb brauchte ein Pfleger gerade zu sein? Vermochte er nicht seine Balkenlage zu tragen, wenn er auch in schön gewundenen Linien gleich einem elastischen weiblichen Körper dastand? Die Natur sei ja die Quelle und das Vorbild des Schönen, und wo sähe man gerade Linien in der Natur? Nicht einmal die Baumstämmen seien gerade, sie hätten tausend kleine, fast unmerkliche Windungen, die just den Grund ihrer Schönheit bildeten. Warum müsse eine Kirchenfassade auf eine gegebene Weise glatt und langweilig und regelrecht und abschreckend aussiehen? Nein, sie sollte anziehend sein, mit kraftschwellenden, Schönheitgefäßtigen Linien, mit allem, was Charakter und Leben verleihen konnte, sollte sich in einen Wald von Säulen auflösen, die mystische Schatten und Lichter bildeten, spielende Gruppen von Säulen, durch Girlanden verschlungen, gleich tanzenden Grazien. Der kalte Stein sollte in Blumen ausschlagen, sich zu Fruchtkörben verwandeln, zu Kronen, Sternen, Schwanenflügeln, weichen Mädchenleibern, die in seltsamen Schnörkeln endigten — per Bacco, er wisse wohl, was er tun werde, drunten an der Triviumfontana, wo er im Auftrag Kardinal Mazarins den heiligen Vincenzo und Anastasio eine Kirche bauen sollte. Wenn die einmal fertig würde, dann sollte sie nicht pedantisch gerade Linien zeigen, die sich vom blauen Himmel Roms abhöben, nein, er habe bereits die Idee zu einem Paar Caryatiden, die das Dach tragen sollten, einem Paar der schönsten Nymphen mit runden Formen und schwelender Brust, die schon von weitem gesehen werden könnten und locken, locken würden . . . Auf derartiges verstanden sich die Architekten Roms nicht. Aber er hatte ihnen auch die Wahrheit gesagt, privatim sowohl wie öffentlich, und mehr als einer von ihnen hatte die blauen Spuren seiner Fäuste mit nach Hause getragen, und mehr als ein Duell hatte er mit diesen Stümpern ausgefochten, weil sie nicht zu hören vertrugen, was er von ihren Pfuschereien dachte, und sein guter Degen hatte manche Narbe gezeichnet, die vielleicht noch schmerzte. Denn er zeigte sich nie ohne Wehr auf der Straße. Und

diese Wehr paßte zu ihrem Eigentümer: breit und massiv, mit scharfer Schneide und von gutem Stahl gemacht. Er nannte sie Ercolino, den kleinen Hercules. Jedermann kannte sie sehen; denn er trug sie in einer eigens dafür gemachten Scheide von Glas. „Ercolino liebt das Tageslicht,“ erklärte er, „und scheut sich nicht, sich zu zeigen und Missluß zu halten nach den Feinden seines Herrn.“ Anfangs war diese gläserne Scheide wohl nur ein Einfall; denn er wollte gerne etwas Besonderes sein. Niemand äußerte seine Bewunderung; denn alle wußten, daß Martino Lunghi keine Bemerkungen duldet, geschweige denn Gegenstand verwunderter Blicke sein wollte. Sah ihn ein Vorübergehender zu lange an — zumal wenn es ein Priester war, die er besonders hasste — so geschah es leicht, daß der kleine Hercules in seinem Glasgehäuse unruhig wurde.

Aber es gab jemand, von dem er alles ertrug, und dies war die Mutter. Vielleicht geschah es aus kindlicher Liebe, wahrscheinlicher aber deshalb, weil sie so klein, schwach und entstellt war. Sie kannte die Schalen ihres heiligsten Zornes über sein Haupt ausgießen, ohne daß er eine Miene veränderte, und hatte er draußen in der Stadt einen richtigen Skandal angestellt, der ihren Zorn entflammte, dann konnte man hören, von wem er seine groben Schelwtorte gelernt hatte. Er konnte lange vor ihm stehen, der kleine bucklige Robold, zischend und fauchend wie eine Raute und die Krallen mitten vor seiner Nase krümmend, ihm das Gesetz und die Propheten lesen, während er leise schmunzelte und mit geduldiger Nachsicht auf sie niedersah, wie eine Bulldogge auf eine surrende Wespe. Und er war schon ein großer älterer Mann, als sie ihn noch schlug. Er blieb unbeweglich und fromm stehen, während sie ihn mit ihren knochenhaften Fäusten bearbeitete oder seinen breiten Rücken mit dem Knittel ihres seligen Mannes prügelte. Er erhob nicht einmal die Hand, um sich zu schützen. Wurden die Schläge allzu hart, so konnte es geschehen, daß er sagte: „Frau Mutter, Ihr habt mich frisch und gesund geboren, wollt Ihr mich jetzt zum Krüppel machen?“

Langsam konnte er nach Belieben ungestraft in der Stadt streifen und rausen; denn diejenigen, die seinen Gewalttaten am meisten ausgesetzt waren, das waren ja seine Berufsgenossen oder auch Maler, Skulptoren und andere lose Vögel, die in dieser Hinsicht vielleicht kein besseres Gewissen hatten als er und nicht gerne den Richter in ihre Händel ziehen wollten. Aber nun traf es sich, daß er sich gegen einige hochangeschworene Personen, hohe Beamte oder sogar Priester und Mönche verging, was bald zur Kenntnis seiner Heiligkeit, des Papstes Urban, kam. Er befahl seinen Hirten, den rauflustigen Riesen im Auge zu behalten, und jetzt fühlte sich Martino Lunghi keineswegs sicher. Endlich wurde er wirklich von ihnen festgenommen und in den Untersuchungsgefängnis darunter am Tiber geworfen. Dort setzte er sein wildes Treiben unter den Mitgefängnern fort, brüllte und sang, zankte mit ihnen, versöhnte sich ebenso schnell, wie er eine Ohrfeige austeilte, spielte Würfel und verkürzte manche einformige Stunde mit seinen Geschichten und Einfällen.

Nun sollte Martino vor den Richter. Aber obwohl dieser sich alle Mühe gab, ihm Fallen zu stellen, um ihn verurteilen zu können, so erreichte er doch nichts; denn der Angeklagte wußte sich immer zu verteidigen. Daß er einige Priester und Mönche geprügelt hatte, das genügte nicht, um ihn zu Galgen und Rad zu verurteilen; denn so was geschah ja öfters in den dunklen Gassen der Stadt, besonders in der Nähe des Freudenhauses, und die Ursache war nicht immer derart, daß es rätsch gewesen wäre, die Sache näher zu untersuchen. Als Martino bei der Verhaftung einer körperlichen Untersuchung unterworfen wurde, hatte man in seiner Tasche ein zerknittertes Papier gefunden, auf dem er mit fast unleserlicher Handschrift



Ferdinand Hodler.

Frauenkopf (zur „Empfindung“), Zeichnung.  
Phot. Ph. & E. Einl, Zürich.

abgerissene Worte und halbe Sätze geschrieben, die ihm vielleicht einen peinlichen Prozeß zu ziehen konnten. Das Papier war augenscheinlich ein Sündenregister, das er zu besserer Erinnerung hingekritzelt, bevor er in der Osterwoche zur Beichte ging. Unter anderm hatte er geschrieben: „Ho detto più volte male del P.“ („Ich habe mehrmals übel von P. gesprochen“), und wen anders konnte dies P., wie der Richter drohend betonte, wen sonst konnte es meinen als Papa, Seine Heiligkeit den Papst? Martinos Freunde, die sich unter den Zuhörern befanden, erschrocken gewaltig; denn sie wußten, daß dies wahr war: er hatte ja selber erzählt, daß er bei seiner letzten Beichte nur mit größter Schwierigkeit die Absolution habe erhalten können, da er Papst Urban VIII. einen Dieb genannt, weil er die tuferne Dachstühle des Pantheons hatte fortführen lassen, damit der Schurke Bernini daraus das Tabernakel zur Peterskirche gießen könnte. Ein Schauder des Entsehens durchfuhr die Zuhörerschar; da ging es ans Leben, es galt den Galgen. Aber Martino Lunghi war nicht derjenige, der sich verblüffen ließ. Mit der ruhigsten Miene von der Welt entriß er der Hand des Richters das Papier und antwortete kurz und schroff: „Sie irren sich, Herr Richter! P. bedeutet Peparelli, den Baumeister, einen meiner ärgsten Feinde, den ich mehrere Male verleumdet zu haben gestehe. Uebrigens, was für ein Richter sind Sie, daß Sie nicht einmal wissen, welch gemeines Verbrechen es ist, etwas, das unter dem Siegel der heiligen Beichte gesagt worden, zu verraten und auszustreuen? Wenn dies dem heiligen Vater zu Ohren kommt, so haben Sie zum letzten Mal zu Gericht gelesen!“ Der Richter ward totenbleich und blieb sitzen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Martino wurde freigesprochen, aus dem Gefängnis entlassen, erhielt sein Sündenregister und seinen Ercolino zurück, und als er heim zu Sora Terenzia kam, erwartend, des Vaters Stock zu kosten zu bekommen, da empfing sie ihn mit offenen Armen, küßte ihn auf beide Schultern — denn höher reichte sie nicht — und nannte ihn ihr Goldherzchen.

Acht Tage lang machte sich ganz Rom lustig über die Richtergeschichte, und von da an blieb Martino lange Zeit in Ruhe vor den Söhnen des Papstes. Aber schließlich kam es doch zu einer Katastrophe ...  
(Schluß folgt).

Ferdinand Bodler.

Vater und Sohn, Zeichnung.



Es wurde in letzter Zeit viel darüber geredet, ob eine innere Verbindung zwischen der deutschen und der deutschschweizerischen Kunst und Literatur, ja zwischen den Kulturen dieser beiden Länder überhaupt vorhanden und möglich und ob sie in diesem Falle heilsam oder gefährlich sei. Der Streit ist nicht geschlichtet; aber die Tatsachen zeugen von den schlimmen Folgen einer künftlichen Verbindung der Schweiz mit dem großen Nachbarvolke: die Berlinerei hat leider auch schon zu uns ihre unfruchtbaren Bucherwurzeln herübergesandt, und neben dem alten, festen, geraden und, hoffen wir's, unzerstörbaren Stamm der echten, erdgewachsenen Schweizer Kunst macht sich schon an allen Enden das großblättrige Schlinggewächs der Literaten bemerkbar. Mit Schaudern muß man nun auch bei uns die Entdeckung machen, daß junge Tintenflexer allein durch ihre unermüdliche Aufdringlichkeit sich ihren Namen in Ohr und Herz der guten Schweizer hineinzuschreien vermögen, daß Kollegen aus der Studentenzeit, deren literarische Ambitionen wir nur mit leidig belächelten, vermöge ihres dicken Felles und des beigelegten Rückportos sich einen Platz nach dem andern in der heimischen Presse erschlichen haben. Und wenn uns auch zuerst der Name eines Trotteis in pathetischer Perspektive nur zu fröhlichem Lachen reizt, so macht es uns doch im Hinblick auf die Zukunft besorgt und traurig: Sollte es möglich sein, daß die

gesunde Abseheu des Schweizers vor dem wallenden Dichtermantel und dem interessanten Lockenhaupt des Literaten, die Spitteler lebhaft mit Recht rühmte, sollte es möglich sein, daß sie einer flachen Interessiertheit Platz machen müßte?

Wer so seine Befürnis auspricht, braucht nicht notwendigerweise dem nationalen Kraftproletentum das Wort zu reden. Wer den Nestheter haßt, braucht nicht den Knoten zu lieben, der mit Stallsleidern ins Konzert fürt und Fremden schweizerdeutsch antwortet. Wer weiß, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, wird auch imstande sein, französisch zu lernen, und echte Bauern kostümieren sich nicht mit Bauernkleidern.

Suche jeder Künstler zu gestalten, wie ihm Augen und Hände es sagen: dann wird er auch ohne Gefahr das fremde Werk sich betrachten können. Erst bau'e dein eigenes Haus — aber dann besud' auch die andern Ansiedler! Und dieses Bild führt uns auch zur praktischen Lösung jener Frage: „Gibt es eine organische, gesunde Verbindung zwischen schweizerischer und deutscher Kultur?“ Nämlich: wer sein Haus weltweit öffnen will, muß bei den nächsten Nachbarn anfangen, muß ihr Haus zuerst unter das Dach der Freundschaft bringen. Hier ein Baum und dort ein Baum macht keinen Wald: der enge Anschluß macht's. Was in aller Welt haben wir in Berlin zu tun! Gesunden Anschluß werden wir allein mit Süddeutschland bekommen. Welch schönes, ermunterndes Beispiel ist J. P.

## Grenznachbarn.